

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

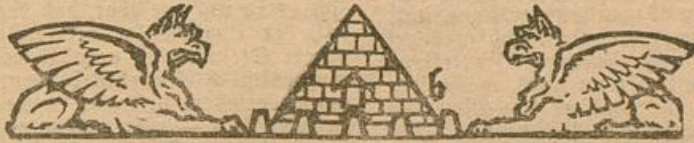
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

9.4.1922 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 15



9. April 1922

Willy Hellpach / Goethe der Mensch.

Die geistige Zweipätigkeit deutschen Wesens, auch noch in letzten Verästelungen wissenschaftlicher Spezialarbeit sichtbar, wird durch den Mangel der Deutschen an einer hochstehenden Kulturhistoriographie, überhaupt Geistesgeschichtsschreibung, besonders grell beleuchtet. Das par excellence unpolitische Volk des Abendlandes besitzt fast nur politische Geschichtsschreiber; unter ihnen größte aller Zeiten und Nationen. Wer aber vom Range der Nanke und Mommsen, Droysen, Treitschke, hat bei uns Geistesgeschichte geschrieben? Vor allem: deutsche Geistesgeschichte? Jakob Burckhardt war ein Anlauf, mied aber den Boden des eigenen Volkes. Gustav Freytag (trotzdem noch immer der deutsche Kulturdarsteller besten Formates) blieb in der Eherenschnittkunst stecken; Karl Lamprecht sah die Aufgabe und wagte den Wurf, doch fehlten ihm Nutzenmaß und Wirklichkeitsgewissen des großen Historikers, Einfühlungsstärke und Deutungsstrenge bei verblüffender Einfühlungslosigkeit und Deutungsbereitschaft, und schließlich verdarb ihm die Ausfüllung des Besangensein in einem theoretischen Schema, das ihn längst nicht mehr heuristisch förderte, sondern dogmatisch festsetzte. Der Deutsche kann in deutscher Sprache wohl die Abwicklung früherer Begebenheiten, Auf und Nieder seiner Territorien, Dynastien, Feldzüge, Staatsformen lesen, auch noch chronistische Aufzählungen dessen, was gedichtet, komponiert, gemalt, geschrieben, gebaut, gemeißelt und geübert ward (sogenannte Literatur-, Musik- und Kunstgeschichten), nicht aber die Geschichte seiner Kultur, das will heißen: sinnvolle Entwicklung der geistigen Wertordnungen, denen die Deutschen ihr völkisches oder händisches oder stämmisches Leben unterworfen und nach denen sie es zu gestalten versucht haben. Daß Meinendes „Weltbürgerium und Nationalstaat“ solchen Widerhall finden konnte, obwohl es nach schlechtem deutschen Kunstgelehrsamkeitsbrauch den Schweißgeruch der Werkstatt atmet und keineswegs zur Reinheit der Darstellung etwa Nankes oder Mommsens sublimiert ist — das erklärt sich aus seiner Bemühung, wenigstens einmal geistesgeschichtliche Beleuchtung über ein letzten Endes freilich doch wieder staatsgeschichtliches Problem auszugießen. In der Tat, Deutschland hungert und dürstet auch nach dem beweisenden Versuch solchen Zieles.

Darum konnten wir auch zu keiner anständigen Goethebiographie kommen. Denn selten ist ein Dasein weniger ausschließlich aus seinen „Werken“ zu begreifen gewesen, als Goethes Dasein. Goethes Erscheinung ist die kulturgeschichtliche, welche Deutschland, vielleicht die Welt, hervorgebracht hat; sein Leben ist die stärkste, unermüdetste und ergebnisreichste praktische und theoretische Auseinandersetzung eines Einzelnen mit den überindividuellen Wertordnungen, denen er sich gegenüberstellt; es ist sogar kulturgeschichtlich nicht bloß in diesem positiven, sondern auch in dem (unerwünschten, spezifisch deutschen) Mangel gemäßen negativen Sinne, daß dieser Einzelne der theoretischen Bewältigung der politischen Wertordnungen (die doch auch wofern man sie nicht gewaltsam isoliert, Kulturbe-

standteile, geistige Ordnungen sind) ausgewichen ist. Goethe konnte als Dichter, als Genie, als Hofmann, als Frauenfreund, als Naturforscher dargestellt werden (und daß nicht einer dieser Versuche auch nur zulänglich geriet, ist allerdings für die deutsche biographische Fähigkeit beschämend genug); jedoch wie wollte man den ganzen Goethe (und das erst ist „Goethe“) zulänglich darstellen, wenn man das Medium nicht zu fassen vermochte, aus dem und in das atmend er allein in seiner Totalität begriffen werden konnte?

Erst jenseits des (vermutlich abendländischen, gewißlich europäischen) Schicksalsrisses von 1914 sind zwei Untersuchungen über Goethe veranlaßt worden, die den läßlichen Anlauf unternehmen, die Erscheinung Goethe in Wesenskülle und Wesensweisen zu ergreifen, ohne die Vereinerlichung der Erscheinung deutscher Kultur abzuwarten. Friedrich Gundolf, aus dem politischflüchtigen George-Kreise, brachte seinen „Goethe“ 1917 heraus, damals als die Politik in der ganzen Welt sich unfähig erwies, das hereingebrochene Schicksal zu gestalten; Emil Ludwig, der mit einem Bismarckbuche vor einem Jahrzehnt sich bekannt machte, im Kriege noch politische Berichte lieferte, legt uns heute seinen „Goethe“ vor¹⁾, heute, wo die Welt wieder in politischem Schicksal zu erfrieren und zu zerklüften droht. Man kann nicht verschieden an den großen Gegenstand herankommen. Sicher werden diese beiden Goethe-Bücher nun immer wieder verglichen werden, vielleicht gegeneinander abgewogen, ja ausgespielt. Und dennoch beruht ihre polare Wesensunterschiedlichkeit keineswegs auf jener Unterschiedlichkeit des Ausgangspunktes ihrer Verfasser, sondern auf der polaren Unterschiedlichkeit der kulturwissenschaftlichen Fragestellung, der sie ihre Erscheinung unterwerfen. Es sei, hoffentlich ohne Mißverständnis, erlaubt zu sagen, daß Gundolfs Goethe und Ludwigs Goethe sich zu einander verhalten wie Christus zu Jesus: wenn Ludwig seinem Goethe den Untertitel nachsetzt „Geschichte eines Menschen“ — so möchte man dem Goethe des Gundolf hinzusetzen: Mythos von einem Gott. Ihm ist Goethe eine Sendung, eine Idee, ein Symbol, eine Erscheinungsweise des Geistes, eine Monade könnte man sagen — eine Gottheit, fast noch mehr denn ein Gott; keineswegs bloß ein Begriff, aber eine Bedeutung. Es denkt, gestaltet und ringt in ihm: die ewigen geistigen Probleme nämlich, für deren Auseinandersetzung in ihm der wirkliche, geschichtliche, zeitliche Goethe gleichsam nur den unvermeidlichen, zufälligen Schauplatz abgibt. Ludwigs Goethe aber ringt, gestaltet, denkt — er; vor allem: er leidet, genießt, liebt und sorgt, arbeitet und kränkt (was eben nur Menschen, allenfalls noch Götter, aber nicht mehr Gottheiten, nicht mehr Ideen, Sendungen, Symbole können); doch alles dies nicht als ein beliebiger Mensch, Dichter, Geheimrat, Zeitgenosse neben oder über vielen andern, sondern alles dies als ein lebendiger Einzelfall ideeller Sendung, die doch eben in dieser begrenzten Wirklichkeit erst wirklich wird. Ludwigs Goethe, der Mensch,

¹⁾ Emil Ludwig, Goethe, Geschichte eines Menschen, 8 Bde. Cotta 1920.

ist menschengewordene Gottheit, Inkarnation. Es ist wesentlich, daß dieser Goethe existiert hat. Schlägt man Gundolfs Band zu, so ist einem dies im Grunde unwesentlich. Will man jene ewangelische Parallele vom Gegenstand auf die Bearbeiter fortsetzen: Gundolf steht sein Phänomen johanneisch, Ludwig impressionistisch.

Daraus ergibt sich zwingend eine Verschiedenheit des Verfahrens. Inkarnation ist immer Dispersion: der einheitliche Strahl der Idee bricht sich in der Menschwerdung zu einer verwirrenden Fülle von Farben und Lichtern. Jede Darstellung, die den Menschen von Fleisch und Blut, von Entwicklung und Schicksal, von Erleben und Erleiden wirklich packen will, kann im Grunde nur impressionistisch und nicht linear vorgehen. Man überfieht dies zu oft, daß Impressionismus nicht eine Darstellungstechnik ist, die man auf jeden beliebigen Inhalt anwenden kann, sondern durch bestimmte Inhalte nahegelegt und durch bestimmte ausgeschlossen wird. Der Impressionist kann Wirklichkeit (und volle Wirklichkeit kann vermutlich nur er) aber nicht Idee malen. Welt, aber nicht Gott. In Gundolfs Goethe sind alle (manchmal recht kräftigen) Impressionen Eroschalen oder Schichten, Erübungen oder Entgleisungen, und diese Darstellung wandelt auf ihren Höhen nur, wo sie strengste Linie fließt (wobei es auch dann ermüdet, wenn die Linie immer wieder noch einmal nachgezogen wird: wesentliche Kapitel bei Gundolf hätte durch resolute Verdichtung, durch Verzicht auf allzuviel Wiederholung gewonnen). Ludwig aber, den lebendigen Menschen Goethe vor sich, kann im Grunde nur ein Mosaik vor uns ausbreiten, und es geniert mich, wenn er sie und da einmal ins Lineare verfällt und seinen Gegenstand zeichnen statt malen will. Doch widerfährt es ihm nur selten, und was gewiß seinem Werke von Vielen, auch von zünftigen Beurteilern wohl zumeist, als Schwäche nachgesagt werden wird, macht sein Eigenstes und seine Ueberlegenheit aus: daß es den Menschen Goethe, sein Menschwerden, sein menschliches Leiden und Sich-Gestalten, Wachsen, Blühen, Reifen und Welken, Auf und Ab, Hin und Her zum ersten Male im ganzen Ausmaße erschöpfend, ohne jemals zu ermüden, darzustellen unternommen hat. Denn alle Vorarbeit, die ähnliches bezweckte, war bisher Spezialistisch und monographisch begrenzt. Goethe und die Frauen, Goethe und die Freunde, Goethe und die Stein, Goethe und Christiane, Goethe und Napoleon, Goethe und Byron, Beethoven, Schiller, Goethe in Karlsbad, Goethe in Frankfurt, der junge Goethe, der alte Goethe — am stärksten: der biologische Goethe, den P. N. Moebius als Erster zu betrachten wagte (vom Gezeter aller umkreist, für die es nur ein philologisches Anrecht auf Heroen, dieses aber bis zur Atomisierung der erhabensten Gestalt, nicht): Emil Ludwig, indem er nach dem Kranze der Totalität des Menschen Goethe langt, verwertet alle diese Vorarbeit und tut es mit einem besonderen, sympathischen Dank in seinem Vorwort. Er zitiert sie freilich nirgends. Vom Werkstattdruck deutscher Gelehrsamkeit hält er sich ängstlich fern; wer nicht merkt, daß dieser Darsteller die Goetheforschung sonverän bemeistert, er selber verriete es nirgends durch Fußnote oder Anführung. Er zitiert nur Goethe und seine Mitwelt. Wer die Bedrängung durch einen Wust von Anmerkungen gewöhnt ist, mag schier von Plakanz heimgeführt werden angesichts so radikaler Gelehrsamkeitslehre. Und vielleicht ist es wirklich des Neblen fast zu wenig, so man mir dies Paradoxon verstatet. Die wirklichen Entbeder verdienen doch am Ende, im Textfluß genannt zu werden: ein Moebius beim Stebenjahrhundert von Goethes physischer und geistiger Produktivität, auch eine Bon-Ed bei der einleuchtenden (wenngleich niemals mathematisch erweisbaren) Umwendung des platonischen Verhältnisses zu Charlotte ins Sinnliche, der Anbetung in Besitznahme. Namenlos sollte eine Hypothese erst übernommen werden, wenn sie Gemeingut geworden ist; das Scheitert mir guter zünftiger Brauch zu sein (denn die Zünfte haben auch reichlich gute Eigenschaften und ohne diese hätten sie niemals so mächtig werden können).

In aller Mosaik des Impressionismus dennoch das Gesicht (niemals die „Linie“) zu spüren, wird freilich hier wie immer nicht jedem gelingen. Es gibt Köpfe, die Geselchlichkeit nur sehen, wenn sie ihnen als Schema skelettiert dargeboten wird, und das dürften die Meisten sein. Ihnen wird Ludwigs Goethe schwerlich eine Totalität werden; er wird ihnen ein Dierlel bleiben, aus dem die Besten von ihnen sich das Einzelne herauslesen und es einzeln genießen werden. Auch vor den impressionistischen Gemälden standen ja die Leute und fanden keinen „Gegenstand“ darin, aber einige, obichon hiermit unzufrieden, genossen wenigstens die Delikatesse der Farbengabung, die Stühtheit des Pinselstrichs, dies und jenes Detail. Die Gemeinde derer, denen auch und gerade eine kostbare Mosaik zum Ganzen sich verbindet, ist klein. Der Impressionismus, wenigstens in seiner letzten Ausschöpfung, ist mehr noch als Kunst, überhaupt für die „Benigen“. Dabei wird sich auch Emil Ludwig bescheiden müssen; Mode kann, wenn das Unalück hilft, sein Werk werden, populär wohl nicht.

Aber auch, die im Einzelnen hängen bleiben, finden reichlichen und öfters köstlichen Genuß: an mancher Stelle so köstlichen, wie noch kein Goethe-Darsteller ihn geboten hat. Ich

hörte schon den Einwand, dieser Genuß sei dennoch insignant; die schönsten Szenen in Ludwigs Händen seien nicht geschildert, sondern gedichtet. Es war vorzüglich mit Beziehung auf die Darstellung des Tagewerks Goethes im Greifenalter gesagt, die mich eine der vollkommensten Leistungen Biographischer Kunst bedünkt, und in der sicherlich gleich den Szenen, die jeden Hauptabschnitt dramatisch oder idyllisch eröffnen, das faktische Genrebild aus des Biographen intuitiver Phantasie geisthaft ward. Ist dies erlaubt? unterlagt? Man kann hier die grundsätzliche Frage, die historiographische Kabinetsfrage stellen: Darf der Geschichtsschreiber eine Szene erzählen, für die ihm nicht jedes Detail quellengerecht überliefert ward, so daß er sie aus den bezeugten Tatsachen gleichsam bloß zusammenzufügen braucht? Die wissenschaftliche Historiographie wird vermutlich die Frage verneinen wollen. Jedoch was sind „bezeugte Tatsachen?“ Hier stock' ich schon. Jedes vergangene Geschehnis ist selber schon erzählt, sofern es sich nicht auf eine protokollierte Aussage beschränkt, und sogar Aussagen sollen manchmal ungenau protokolliert werden. Erzählen aber hieß wie oft: undichten; und bis ein „Geschehnis“ aus vergangener Zeit die Gegenwart erreicht, ist es gleich dem Licht aus Sternendistanzen, durch ungezählte Atmosphären filtriert, absorbiert, reflektiert, interferiert, dispergiert, irradiiert und polarisiert — und die Frage: „Was ist Wahrheit?“ kann fürs Historische fast so schwer beantwortet werden wie fürs Metaphysische. „Wie es gewieher“ das vermochte, nach aller historiographischen Kritik, auch ein Ranke schließlich nur aus schauender Phantasie darzustellen. Freilich, es ist unbeweisbar, daß der junge Goethe so vor dem Spiegel, der römische so am Fenster gestanden, der griechische so auf einem Steinhauften gerastet habe, wie Emil Ludwig dies als ein realistisch Genrebildchen vor uns hinpinselt; aber es ist kongenial gesehen, so kann, so muß Goethe in solchem Augenblick gewesen sein — man möchte es dahin steigern: es ist unanfechtbarer, daß er sich so verhalten habe, wie manches Wort, das Cfermann oder Sorot oder ein anderer protokolliert und überliefert hat. Vom historischen Roman, mit dem alle Historie sich unvermeidlich stets berühren wird, unterscheidet sie sich schließlich durch die Ausschließung alles nachweislich und hennst erfundenen Geschehens; aber was Ludwig in jenen Szenen tut, ist ja überhaupt nicht Erzählen, sondern Gestalten, was er uns sehen läßt, ist nicht Begebenheit, sondern Stimmung, Haltung, Gebärde. Ganz ähnlich hat uns Theodor Gomperz, ein Gelehrter der Zukunft und von unantastbarer philologischer Gewissenhaftigkeit, die griechischen Denker nahegebracht; wer wirkt den ersten Stein auf ihn?

Ueberdies bilden die Szenen wohl einen anmutigen Schmuck in Ludwigs Darstellung, nirgends aber ihr Wesentliches. Wo es um Wesentliches geht, erzählt oder erwägt, berichtigt oder betrachtet auch Ludwig. Es sind Höhepunkte und auch sandigere Strecken in seinem Werk, aber liest man es wieder, so wird es immer deutlicher, daß die sandigen Strecken denen in Goethes eigener Entwicklung parallel laufen. Die trockene und verriegelte Steifheit des alten Goethe hat uns schon mancher mit wohlfeilen Mitteln anschaulich gemacht; die unetragliche Verbildung und Ausbörnung des Lufrums vor der Flucht nach Rom, der luftzuglosen und eingestarrten Lebenshundstage in Weimar, erleben wir durch Emil Ludwigs Darstellung mit fast peiniger Unmittelbarkeit. Rängen und Wiederholungen, wie Gundolf, hat Ludwig nie; eher wohl allzu rasche Kürzen, Uebergehungen und Sprünge, an Stellen, wo nicht bloß der Leser, auch der Kenner feinhandsvoller zu verweilen wünschte. Den Frauengestalten bringt er, bei aller Klarheit und Liebe der Darstellung, Neuartiges kaum hinzu, Eili und Marianne werden auch ihm (wie mir) zu den beiden Huldinnen des Goethelebens; mit imponierender Anschaulichkeit aber, für die es nicht genug des Dankes gibt, treten die von aller früheren Goethebiographie unbearbeitlich vernachlässigten Männer, die Knebel, Meyer, Voigt, Müller, Vogel, bis zum schrulligen Behriich und zum schier hauskanzlerhaften Diener Seidel hinüber vor unser Auge und Verstehen. Hier endlich merken wir einmal, daß Goethe, wie sehr er, namentlich zeitweilig, die Frauen brauchte, dennoch nicht in ihnen aufging und sein Bestes und — Vorlesendes nur Männern hinzugeben hat, woneben alles auch, was in den Briefen an Charlotte steht, kaum Drittlestes blieb. Schon indem er uns endlich den männlichen und mitmännlichen Goethe einmal klar herausstellte, erwirbt Ludwig sich einen namhaften Dank aller, denen es um den wirklichen Goethe zu tun ist. Sein Allerhöchstes aber gibt, und wahrlich, so ungläubhaft es klingt: völlig Neuartiges weiß er zu geben von Schiller, den er in eine Glanzpartie ohnegleichen mit Goethe kontrastiert. Wie er Schillers Ambition, Schillers Diplomatie, Schillers Egoismus und noch dies und das an dem Menschen Schiller darzustellen weiß, und wie er in der Krönung dieses Ecco Homo der Todgeweihtheit Schillers ihre tiefsten und reichsten Werte abringt, aus denen uns Entscheidendes aus Schillers Leben und Schillers Werk erst begreiflich wird — das steht so weitab und so hoch über aller landläufigen Goethe-Schiller-Vergleichung, daß man hier wirklich unbescheiden wird und nicht mit der Dankbarkeit, sondern mit neuem Anspruch an den Darsteller

berantritt: er möchte uns auch einen „Schiller, Geschichte eines Menschen“ machen, denn wer könnte es sonst und könnte es so? Goethe war niemals der „Patrizierjohn“ (wie ein übles und süßliches Klischee der deutschen Literaturgeschichte die ihn abstempelt) und Schiller nichts weniger als ein armer Emporstrebender jenem gegenüber. Schiller war der Wellgewandtere und Parkettbedürftigere, und Goethe trug nicht bloß als väterliches Erbtücht, sondern auch noch als Umweltbelastung der Jugend, Tüchtigkeiten, aber auch Schwächen der Emporkömmlingschaft des Vaters durchs Leben. (Schon Heinemann, vielleicht der menschlich klügste unter den Goethebiographen älterer Schule, hat festgestellt, daß nicht einmal die Textors im Patriariat Umanität hatten.) Durch Goethes ganzes Leben gehen ihm ausgesprochen kleinbürgerliche Züge nach. Er ist der großen Welt nie wahrhaft nähergekommen, hat sich bald die typische Maske des in höhere Sphären vertriebenen Kleinbürgers, die Steifheit und Zugknöpftheit, zugelegt, und hat seine höchsten und herablichsten Liebeserfüllungen bei drei Frauen, die derselben Schicht entstammen, gefunden: Friederike, Christiane, Marianne, an dreien der patriarischen, höfischen, idyllischen Schicht aber nacheinander Ratlosigkeit, Ueberdruß, Abweilung durchlitten: Uli, Charlotte, Ulrike. Seit anno 1910 habe ich diese Bemerkungen in ein stilles blaues Heft verzeichnet, mancherlei Beleg und Notizen dazu gesammelt — und eines Tages sollte es einen Essay geben, dessen Titel schon jenes Heft trägt: Goethe der Kleinbürger... Dies schreibe ich nun wehmütig fort, denn Emil Ludwig hat solche Abhandlung überflüssig gemacht. Als Kritiker hat er diese sozialpsychologische Welt in Goethe richtig gesehen, vollständig belegt, sie keineswegs übertrieben. Wird nun das Patrizierklischee erledigt sein?

Wird nach diesem Menschenbuch über Goethe Viel's erledigt sein, was an teils forallich gezeichneten, teils spontan gewucherten Legende diese Gestalt umrankt? Werden wir nun endlich anfangen können, Goethe den Menschen zu besitzen? Ich sage: anfangen, denn Ludwigs Werk ist in jedem Betracht ein Anfang, ein Ausgang. Auch in dem Betracht, daß es in seinen sozialpsychologischen Analysen, die teilweise unauffällig aber von größtem Werte sind, über seinen Gegenstand hinausweist, hinaus in die Welt, der er entstieg und als deren (trotz allem!) Bestandteil er zu Leben und zu wirken gebunden blieb. Diese Welt ist das Zeitalter von etwa 1750 bis etwa 1830; das letzte Zeitalter mächtiger Geistigkeit, das die Deutschen durchgemessen haben. Noch einmal galten Mensch, Geist und Schöpfung und lebten sich in höchsten Werten aus. Um 1830 sind nicht miteinander, fast symbolisch, Goethe, Hegel und Clausewitz abgeschieden. Danach kam Nutzen, Ordnung, Macht; die letzte Allianz, die bis 1918 gewährt hat und da zerbrochen ist. Nun, da wir har aller materiellen Hilfen, nur auf den Geist und aus dem Geiste bauen können, blicken wir hilflos nach zu jener Epoche zurück. Ihre Geistesgeschichte muß uns geschrieben werden, dies wäre ein Stück Wiedergeburt. Ludwig hat einen Grundstein gelegt, vielleicht den wichtigsten, wie in Goethe eben Anbegriff und Gipfel dieser letzten deutschen Geistesepoche war, mit Leibniz zu reden ihre Monas Monadum. Es war ein schier verwegenes Unterfangen, nicht bloß schon wieder ein dreibändiges Buch über Goethe zu schreiben, sondern die Kulturgeschichte des deutschen 18. Jahrhunderts mit der Darstellung ihres größten Phänomens zu inaugrieren. Der Wurf ist glücklich und er kann nicht fehlen ins Weite zu wirken.

Arthur Drews / Die Formgeschichte der Evangelien

Wenn der Kampf um die Christusmythe irgend ein greifbares Ergebnis gezeitigt hat, so ist es dies, daß die alte Glaubenszuversicht, worin sich die Theologie in der Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu bisher gewiegt hat, ein für allemal erschüttert ist. Die frühere beliebte Berufung auf die „Einzigartigkeit“ und „Unersindlichkeit“ der evangelischen Geschichten, die früher ein so bequemes Mittel war, um den Angriff der Jesuleugner abzuwehren, hat nachgerade aufgehört. Hat doch selbst ein Theologe, wie Klostermann, in seiner Schrift über „Die neuesten Angriffe gegen die Geschichtlichkeit Jesu“ diese angeblichen „Beweise“ als dasjenige bezeichnet, was sie sind, als „Phrasen“ und die Notwendigkeit betont, daß diese „alten Waffen in die Ecke gestellt und neue geschmiedet werden“ müßten. So leicht, wie früher, hat die Theologie es jedenfalls gegenwärtig nicht mehr, die Geschichtlichkeit Jesu zu behaupten; und so sehen wir denn auch ihre fortgeschrittensten Vertreter an der Arbeit, ihre ganze bisherige Beweisführung anzustellen und sich um neue Zeugnisse für die geschichtliche Grundvoraussetzung ihres Glaubens zu bemühen.

Ein solcher Versuch, die wesentliche Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte sicher zu stellen, liegt vor in der Schrift des Heidelberger Theologen Martin Dibelius¹⁾ über „Die Formgeschichte des Evangeliums“ (1919). Dibelius meint, das ganze Problem auf kritischen Wege lösen zu können. Das literarische Verständnis der Synoptiker beginnt nach ihm mit der Erkenntnis, daß sie Sammelgut enthalten und die wesentliche Tätigkeit ihrer Verfasser nur im Ueberliefern, Gruppieren und Bearbeiten des ihnen zugekommenen Materials besteht, wobei sie kleine Einheiten zueinanderfügen, die bereits formale Geschlossenheit besaßen. Als solche bezeichnet er vor allem „Paradiamata“ (Beispiele) und „Novellen“, die zur Beantwortung und Belebung der Predigt an die Heilsverkündigung angehängt und zusammen mit angeblichen Worten Jesu dem Zwecke der Erbauung dienstbar gemacht wurden.

Von diesen können die Novellen am wenigsten auf geschichtliche Bedeutung Anspruch erheben. Sie stehen meistens als in sich geschlossene Einheiten da, zeichnen sich dabei durch gewisse Breite der Schilderung aus, eine Freude der Verfasser am Erzählen haben einen mehr „weltlichen“ Anstrich, und handeln fast sämtlich von Jesus als Wundertäter (Thaumaturgen sagt Dibelius in der üblichen gelehrten Theologensprache), wofür in der Absicht christlichen Wundertätern Vorbild und Anleitung zu geben. Sie sind zum Teil vielleicht nicht einmal auf christlichem Boden erwachsen und können wir der übervorsichtigen, verklärten und unbestimmten Ausdrucksweise von Dibelius gegenüber sagen, gehen samt und sonders, wie ich in meinem Buche über „Das Markusevangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu“ gezeigt habe, auf Vorbilder im Alten Testament zurück, denen sie einfach nachgedichtet sind, wie der See Sturm, die Geschichte vom Dämonischen und den Schreibern, der Tochter des Jairus, dem Seewandel, epileptischen Knaben, der Verklärung auf dem Berge usw.

¹⁾ Vergl. auch Martin Dibelius, „Die astrale Christusmythe“ in Nr. 52 der „Pyramide“ 1921. D. Red.

Einen ganz anderen Charakter tragen nach Dibelius die Paradigmen, wie diese sich vor allem bei Markus finden. Auch sie haben zuerst einzeln für sich existiert, sind in sich abgeschlossen mit einem eigenen inneren Leben und entbehren aller individuellen Züge, indem sie es nur mit unpersönlichen Typen zu tun haben. Und sie sind diejenigen Bestandteile des Evangeliums, worauf sich dessen geschichtlicher Charakter gründet. Ja, hin und wieder, meint Dibelius, durch rein stilistische Kritik bei ihnen von dem gegenwärtigen Text der Erzählungen zu einem früheren gelangen, d. h. von einem durch den Evangelisten bearbeiteten Paradigma, das schon in irgendweicher Weise „literarisiert“ ist, zu der reinen Form vordringen zu können, wie sie den Missionaren zur Veranschaulichung der Predigt dient, und das ist dann nach seiner Ansicht „natürlich“ ein Schritt vom weniger Geschichtlichen zum historisch Zuverlässigen (!) Man sieht, es ist die Voraussetzung dieser Ansicht, daß wir es überhaupt mit Geschichte zu tun haben. Zwar sind auch die Paradigmen nicht zuverlässig in dem Sinne, daß sie protokolllarisch genau sind, dürfen aber doch immerhin für „so alt und zuverlässig“ gelten, wie es unter diesen Umständen möglich ist. Auch sie enthalten, selbst wo sie „Worte Jesu“ anführen, manches, dessen Geschichtlichkeit zu bezweifeln ist, wie sie denn zum Teil für die Zwecke der Predigt zurechtgestutzt und insofern „wahrscheinlich“ ungeschichtlich sind. Immerhin, meint Dibelius, in solchen Geschichten, wie etwa der von der Heilung des Gelähmten (Markus 2, 1 ff.), von der Fastenfrage (ebenda 18 ff.), vom Lehrenraufen (ebenda 23 ff.), der Heilung der gelähmten Hand (Markus 3, 1 ff.), von den Verwandten Jesu (Markus 3, 20 f., 31 ff.), der Segnung der Kinder (Markus 10, 13 ff.) und dem Zinsgrochen (Markus 12, 13 ff.) den Typus in betriebllicher Reinheit vor sich zu haben, und hält sich für berechtigt, diese Erzählungen für die Geschichtlichkeit in Anspruch zu nehmen. Dabei geht nur die Heilung des Gelähmten auf Jes. 35 zurück, wo es heißt, daß beim Erscheinen des Heilbringers der Rahme springen werde, wie ein Hirsch, und ist näher durch den Sternhimmel bestimmt, der an der Stelle, wo die Geschichte bei Markus spielt das Bild des Gelähmten im Fuhrmann aufzeigt. Die Fastenfrage ist durch Jes. 58, 3-10 angeregt und entspricht dem Sternbilde der Zwillinge. So ist auch die Erzählung vom Lehrenraufen eine offensbare Erfindung zur Schlichtung einer Parteifrage innerhalb der christlichen Gemeinde, die gleichfalls durch den Sternhimmel gestützt ist, und genau dasselbe gilt, wie ich in meinem Markusbuch gezeigt habe, auch von den übrigen Paradigmen, die Dibelius zum Beweise seiner Auffassung anführt. Ihre Herkunft aus ganz anderen Quellen als der geschichtl. Ueberlieferung liegt bei den meisten von ihnen so klar auf der Hand, daß es sich nicht verlohnt, darüber zu streiten; und dies zwar um so weniger, als Dibelius selbst sich in dieser Hinsicht meist so dunkel, unbestimmt und gewunden ausdrückt, daß er selbst von ihrem geschichtlichen Wert doch nicht so überzeugt zu sein scheint, wie es beim ersten Hinsehen den Anschein hat, z. B. wenn er schreibt: „Die weltgeschichtliche (!) Bedeutung dieser Paradigmen beruht ja gewiß nicht auf der Zuverlässigkeit jedes Wortes, sondern darauf, daß sie gerade vermöge dieser Inter-

effizienten Erzählungsweise (die sie nämlich für die Zwecke der Predigt erst brauchbar machte) — ein deutliches Bild von Jesu Weien und Wirken vermitteln.“ Oder man nehme eine Satisferte der folgenden: „Das Markusevangelium ist seinem letzten Gepräge nach gewiß ein mythisches Buch (1) — aber was von der Prägung gilt, gilt nicht vom Material. Die in dem Evangelium gesammelte Tradition ist nur zum kleinsten Teil . . . mythischer Charakters, in der Mehrzahl ihrer Stücke erscheint Jesus nicht als mythische Person.“ Aber darum handelt es sich nicht, sondern vielmehr um die Frage der Geschichtlichkeit dieser Tradition. Man beobachte übrigens den merkwürdigen Wandel der Anschauungsweise seit dem Erscheinen der „Christus-mythe“! Früher galt die Anschaulichkeit und verbällische Färbung der evangelischen Berichte als Beweis ihres geschichtlichen Charakters. Nach Dibelius hingegen soll es gerade ihre unpersonliche Färbung sein, woraus er die Geschichtlichkeit ihres Inhalts ableitet, ohne daß er jedoch auch nur von einer einzigen Erzählung deren geschichtliche Zuverlässigkeit mit ganzer Freudigkeit und Zuversicht zu behaupten wagte, um nicht denselben sich in lauter unbestimmten, ausweichenden und nebelhaften Wendungen zu bewegen. Am Ende wagt er nun die Abtätigkeit, aber nicht die Wirklichkeit, den geschichtlichen Charakter der Paradigmen zu behaupten, während er sich über seine Stellung zu den Jesuworten überhaupt nicht ausdrückt und nur bemerkt, was die Gemeinden sich zur Lehre oder Regel an Worten ihres Meisters aufbewahrt haben, das zeige nicht eines Gottes, sondern eines Lehrers Art — natürlich, da ja der Lehrer in dem Gedanken gegeben war, daß Jesus von den Seinigen als die verkörperte „Weisheit“ aufgefaßt werde. (Uebrigens gesteht der Marburger Theologe Bultmann in einer Besprechung meines Markusevangeliums zu, daß die sogenannte Spruchquelle, der die angeblichen Worte Jesus entnommen sind, in weitestem Maße nur eine Sammlung geistlicher Worte, zum Teil jüdischer Spruchweisheit, anzusehen seien, die die Gemeinde unter den Namen ihres Meisters gestellt habe.) Wird man es mir unter solchen Umständen verargen können, wenn ich diese ganze neueste stilistische Mode als zur Lösung der Frage nach der Geschichtlichkeit Jesu ablehne und sie für ein Dreihen leeren Strohs erkläre, schon deshalb, weil sie voraussetzt, was doch gerade bewiesen werden soll, nämlich eben die Geschichtlichkeit des Vorgebrachten? Man mache sich doch nicht selbst etwas vor! Wenn die Entstehung der evangelischen Geschichten sich viel leichter aus dem Alten Testament und den praktischen Bedürfnissen der Gemeinden erklärt als aus der Annahme eines geschichtlichen Jesus, so liegt kein Grund vor, diese Annahme abzuweisen, bloß weil es der herrschenden Meinung und der Ueberlieferung widerspricht. Und wenn die Theologen, die es mir früher zum Vorwurf machten, den Christus-mythos auf fremde Mythen und Sagen zurückgeführt zu haben, statt mich an das viel näher liegende Alte Testament zu halten,

jetzt auf einmal behaupten, daß die Geschwister oder Ahnen der christlichen Geschichten weit eher in der außerbiblischen jüdischen oder in der außerbiblischen Sagenwelt zu finden seien als im Alten Testament, wie Dibelius in seiner Besprechung meines Markusbuches („Pyramide“, 25. Dezember 1921), so kann das wahrlich nicht dazu dienen, mir Vertrauen zu dieser ganzen Art von theologischer Geschichtsschreibung einzusüßen.

Inwiefern außer dem Alten Testament auch der Sternhimmel zur Erklärung der evangelischen Geschichten, insbesondere ihrer Aneinanderreihung, mitgewirkt hat, darüber kann ich nur demjenigen ein Urteil zugestehen, der mit der astralen Anschauung der Alten vertraut ist und die Dinge am Himmelsgalobus nachgeprüft hat. Daß dies bei Dibelius nicht der Fall ist, beweist er deutlich durch die Art, wie er meine astrale Hypothese darstellt und beurteilt. Ich hoffe, in nicht allzu ferner Zeit dem Publikum eine Einführung in die Astralmythologie vorlegen zu können, aus der es deutlich werden wird, wie unbedeutend die Vorwürfe sind, die von Ueingegebenen heute gegen die astrale Methode erhoben werden. Wenn aber Dibelius meint, daß ich aus der Reihenfolge der evangelischen Erzählungen, wie sie durch den Sternhimmel bedingt ist, deren mythischen Charakter erschlossen habe, so hat er mich offenbar gänzlich mißverstanden. Auch ich leugne nicht, daß die Erzählungen ursprünglich einzeln umgingen und erst vom Evangelisten zu einem Stoff zusammengefügt sind. Ich behaupte nur, daß der maßgebende Gesichtspunkt hierbei der Gang der Sonne durch den Tierkreis gewesen ist und daß gerade dies dazu gedient hat, den Erzählungen ein höheres Maß von Bedeutung zu verleihen und ihren „Offenbarungs“-Charakter zu beglaubigen. Dagegen spricht es auch nicht, daß die anderen Evangelisten vor kleinen und großen Umgruppierungen der Markuserzählungen nicht zurückgeschreckt sind. Denn auch sie folgten hierbei, wie ich in dem noch ausstehenden Teile meines Werkes dargelegt habe, dem astralen Schema und lassen sich rein durch dieses bestimmen, nicht anders, wie die zwölf Taten des Herakles von den alten Mythologen nach den zwölf Tierkreiszeichen erfunden sind, unbedacht des Umstandes, daß die verschiedenen Mythologen hier und da in der Reihenfolge der Erzählungen abweichen. Worauf es einzig ankommt, ist, daß die isolierten Erzählungen, die Paradigmen von Dibelius, genau so wenig geschichtlich sind, wie die Novellen, und in der Hauptfrage dem Alten Testament nachzählt sind. Man steht also ganz einfach vor der Entscheidung, ob man dies zugestehen will, oder die Annahme für wahrscheinlicher hält, daß die Geschichte Jesu sich gerade so abgepielt habe, wie dies durch den sogenannten Weissagungsbeweis des Alten Testaments vorausbestimmt war. Simplex sigillum veri. Die Versuche, durch bloße Stilkritik und philologische Spitzfindigkeiten der Wahrheit der Evangelien auf den Grund zu kommen, muß ich nachgerade für vergeudete Zeit und formalistische Spielerei ansehen.

Walter Berg / Allerlei von der Yburg.

Wer auf der badischen Staatsbahn fährt, der erblickt bei der Station Steinbach, zwischen Dos und Bühl, am Rande des Gebirges, auf steil ansteigendem Porphyrtage, den aus den kreisenden dunkler Tannen aufstrebenden, hohen Bergfried der Yburg — ein fesselndes Bild, zumal bei Sonnenuntergang. Der 517 Meter hohe, nach allen Seiten schroff abfallende, geblende Berg ist ein Vorsprung des Schwarzwaldes, südwestlich von Baden-Baden, und wird von dort oder Richtung aus in 1½ bis 2½ Stunden, je nach dem gewählten Wege, erreicht. Zwei Hauptwege führen dahin. Das sind die beiden „Yburgstraßen“. Die neue Yburgstraße zweigt von der Richtung aller, bei der Einmündung des Tiergartener Tales, wo das sogenannte Alleehaus steht, rechts ab, zieht sich, überall entzückende Ansichten bietend, über den Sauerberg und nachher in herrlichem Walde um den östlichen Abhang des Korbmatt- und Weldenklopfes herum auf den Sattel am Yberg (454 Meter), die sogenannte „Lache“, wo eine Rasihütte steht, und führt, im Anfang sich ein wenig senkend, in einer großen Kehre, die man durch einen links abbiegenden Felsenweg abkürzen kann, an die Ostseite der alten Yburg (2½ Stunden). Um eine Viertelstunde länger ist die alte Yburgstraße, der „Klopfengrabenweg“ genannt. Dieser Weg steigt vom Kurhause auf den Ventig, geht am Hotel zum Korbmattfelsen vorüber, führt im Walde aufwärts zum Klopfengraben, dem Anfang des Grünbachtals zwischen dem Fremersberg und der Yburg, umzieht dieses Tälehen in einer Kehre links und gelangt zu einer Hütte (332 Meter) am Hange des heiligen Bergsteigs. Von hier aus links führt er zum westlichen Vorsprung der Bergspitze (416 Meter), vereinigt sich mit den von Neuweiler und Steinbach heraufführenden Wegen und gelangt auf der Nordseite zur Yburg hinauf. Außer diesen beiden Straßen führt noch eine Anzahl von Fußwegen zur Yburg, z. B. über Korbmattfelsen — Wernershütte — Yburgstraße (2 Stunden), oder, in der Nähe des Bahnhofes beginnend, über Michelbachtal — Waldsee — Sattel an der Südostseite des Fre-

mersberges — Alte Yburgstraße (ebenfalls 2 Stunden). Von Richtung geht man über den Bergattel der „Belsen Höhe“, (Hütte), südlich des Leihbergkopfes (396 Meter), dann am Nordhang des Burzgartenkopfes an einem schönen Aussichtspunkte vorüber zur Lache und in die Yburgstraße (1½ Stunden).

Der Name des Berges und seiner Burg erscheint in den Urkunden bald mit Y, bald mit I geschrieben als Ybere, Yber, Yberg, Ybera, Yberch usw. Er hängt mit dem rithochdeutschen Worte iba oder iwa = Eibe zusammen und bedeutet „mit Eiben bestandener Berg“ oder „Berg am Ybad“. Dieser Ybad ist ein linker Nebenbach des Grobbachs, der selbst wieder in den Dossbach geht. Auf die Eibe weisen auch einige andere schwarzwäldische Dorf- und Bachnamen hin. Dazu gehört ein anderer Ybad, der ein rechter Nebenbach der oberen Alb ist. Ybad ist also die Eibe, an der Eiben wachsen. Denselben Namen trägt ein Weiler und Zinken bei Oberkirch, ferner eine aus Ober- und Unteribach und dem Hofe Lindau bestehende Gemeinde bei St. Blasien. Der Ybenbach ist ein rechter, oberhalb Yburg mündender Nebenbach des Wagensteigbaches im Gölental. Yberg heißt ein Zinken der Gemeinde Kappele (Näher). Yberbrüse ist ein Weiler der Gemeinde Altsimonswald (Waldkirch). Das Oberibental ist ein zur Gemeinde St. Peter gehöriger Zinken; der Zinken Unteribental gehört zu Freiburg. In Ybich steht ebenfalls iba; der Name lautet abh. Yb-ohi und bezeichnet einen Ort, wo viele Eiben stehen. Ybich ist ein Zinken der Gemeinde Altsimonswald. Auch der Ybenkopf bei Waldshut ist hier zu nennen usw. Die Eibe, *t. xus baccata*, die der Schwarzwälder noch heute „Ybetännele“ nennt, ist nach L. Klein¹⁾ Bemerkungen bei uns im Badischen eine zwar stark zurückgegangene, aber keineswegs schon auf dem

¹⁾ L. Klein, Geh. Hofrat, Professor der Botanik, Direktor des Botanischen Gartens und des Botanischen Instituts an der Techn. Hochschule Karlsruhe in seinem Werke: „Bemerkenswerte Bäume im Großherzogtum Baden.“ Heidelberg 1908.

Aussterbeetat stehende Nadelholzart. Sie paßt nicht für die Verhältnisse des Kulturwaldes, da sie Kahlfieb nicht oder nur schlecht verträgt. Nur noch als Unterholz im Farnwald¹⁾ findet sie geeignete Wachstumsbedingungen.

Die hohe Lage des Bergkegels, der heute die Ruinen der Yburg auf seiner Kruppe trägt, seine steilen Abhänge nach dem Rheintal und nach dem Tal des Steinbachs hin, die tiefe Einsattelung des Anschlusses an das Hauptgebirge, das alles läßt den Berg als eine natürliche Festung erscheinen. Daher darf man wohl annehmen, daß sich hier schon in altgermanischer Zeit eine Zufluchtsstätte der Landbevölkerung befand, eine Fluchtburg, refugium, die nach der primitiven Bauweise jener Zeiten aus einem einfachen Ringwall aus Steinen und Erde bestand und leicht verteidigt werden konnte. Solche Fluchtburgen finden sich unter ähnlichen örtlichen Verhältnissen auf den Berggruppen des Oberrheins, der Rauhen Alb, des Wasgau, der Pfälzer Haardt usw. nicht selten, zuweilen in einem Umfange, daß man sie als Wollburgen bezeichnet hat, weil sie einen ganzen Stamm mit seiner gesamten Habe aufnehmen konnten. So befand sich auf dem Heiligenberge bei Heidelberg ein großer Doppelringwall, eine alemannische Ringburg, die im Kampfe gegen die römischen Eindringlinge in der Zeit von 250 bis 400 sicher eine hohe militärische Bedeutung gehabt hat. Kleinere Fluchtburgen haben wir z. B. auf einigen Hegaubergen und Berggipfeln beim Blauen. Solche altgermanischen Wallburgen bestanden als Verschanzungen, um dahin in Feindesnot Leben und Eigentum der Landassen zu flüchten und zu bergen, noch in fränkischer Zeit, wo die Freien noch auf ihren Weierhöfen lebten. Wenn man, wie für die Bergriebe zahlreicher Burgen, so auch für den der Yburg römischen Ursprung annimmt, wie das z. B. der General Krieger v. Hochfelden in seiner Schrift über die Militärarchitektur Deutschlands getan hat, so irrt man darin. Die Römer legten auf Berggruppen, die mittelalterliche Burgen tragen, keine solche Befestigungen an, und ihre Wartinne, deren mehrere z. B. am Grenzwall bei Hanauf aufgedeckt sind, zeigen eine ganz andere Bauweise. Ihre Quadratische hat nur 2/3 Meter Länge, die Mauerstärke beträgt 1 Meter, und die Mauer besteht aus Mischschichtmauerwerk. Der Bergfried der Yburg ist, wie die Wartinne der anderen Burgen, ein Denkmal rein deutscher, mittelalterlicher Baukunst. Die Burgen entstanden erst nach der fränkischen Zeit. Damals erst begannen die Adligen sich eine selbständige Stellung zu erringen, legten feste Burgen an, in die sie ihre Wohnsitze verlegten, und nannten sich schließlich nach diesen Burgen.

Wer den Berg zuerst mit einer Burg besetzt hat und wann das geschehen ist, läßt sich nicht ermitteln, wie denn überhaupt die urkundlichen Mitteilungen über die Geschichte der Yburg ziemlich dürftig sind. Merkwürdig ist es übrigens, daß es noch zwei weitere Yburgen gibt, deren Ursprung ebenfalls in Dunkel gehüllt ist, eine in der Schweiz, die andere in Westfalen. Unsere Yburg wird zuerst 1245 erwähnt. Schon damals waren ihre Bewohner Lehensleute der badischen Markgrafen. Wir erfahren, daß in dem genannten Jahre Burcardus et Henricus dicti Rodarii (Rodere) de Iberch Zeuge bei einem Eheningsakt der Markgrafen Hermann und Rudolf von Baden für das Kloster Pforten waren. Damals war die Yburg also im Besitze der Altherren des noch heute lebenden Geschlechtes der Röder von Diersburg²⁾. Im Jahre 1249 wird Henricus Rodarius de Yberg wieder genannt. Aber bereits 1252 wird ein Albertus mites dictus Zeise de Yberg als verstorben erwähnt. In einer Urkunde vom Jahre 1328 erscheint die Burg unter der abweichenden Schreibung Yberon und Markgraf Bernhard I. von Baden wird mit ihr besetzt. Ein Reinbold von Yberg, Edelknecht, „derzeit gefessen zu Jochenheim“, kommt 1400 vor; 1424 sind die Ritter von der Yburg Lehenssträger von Ottersweier; 1448 und 1451 wird Hans von Yberg als Vogt zu Baden bezeichnet, und in derselben Urkunde bestimmt Markgraf Jakob I. von Baden das Schloß zu Yburg seinem Sohne Karl. Im Jahre 1476 werden Cunrat und Ulrich von Yberg genannt. Im Bauernkrieg 1525 soll die Burg zerstört worden sein. Die Zerstörung muß dann aber keine vollständige gewesen und die Burg benutzbar geblieben oder später, wenigstens teilweise, wieder aufgebaut worden sein. Denn gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte der übel beleumdete Markgraf Eduard Fortunatus von Baden-Baden, der Sohn Markgraf Christophs II. und der schönen Cécille von Schweden, also ein Enkel Gurlav Wasas,

hier sein alchimistisches und magisches Laboratorium, wo er unter Beihilfe zweier italienischer Abenteurer, des Paolo Pestalozzi von Chiarenna und des Francesco Muskatello de Ghio von Vicenza seine Experimente machte und auch Falschmünzerei betrieb. Einzelheiten über jene Zeit, zumal über den verbrecherischen Mordanschlag, den der unselbige Fürst gegen seinen Vetter, den von ihm bitter gehaßten Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach, auf der Yburg ins Werk setzte, bringt der als Sammler badischer Sagen bekannte Alois Schreiber in seinen „Sagen aus den Rheingegenden usw.“. Er teilt folgendes mit: Markgraf Eduard Fortunatus bemühte sich in dem Laboratorium auf der Yburg mit seinen Genossen vergeblich, den Stein der Weisen zu finden, d. h. Gold zu machen, führte aber auch allerlei andere abergläubische Experimente aus. Unter anderem mußte Pestalozzi auf seinen Befehl ein wächsernes Abbild Ernst Friedrichs machen. Dabei wurden die fürchterlichsten Zaubersprüche gesprochen, die bewirken sollten, daß eine auf das Bildnis abgeschossene Kugel auch zugleich die Person des Abgebildeten trafe, sei sie auch noch so weit entfernt. Das fertige Wachsmodell wurde an einer Tür befestigt, und Eduard Fortunatus drückte sein Pistol darauf ab. Die Kugel durchschlug nicht nur die Brust des Abbildes, sondern auch die dünnen Bretter der Tür. Da ließ sich ein markerschütternder Schrei hören. Von dieser Kugel war die im Nebenraume weilende, schöne, achtzehnjährige Tochter des Kastellans der Yburg ins Herz getroffen worden. Das Mädchen, das die Puhlerin des Markgrafen gewesen war, lag tot in ihrem Blute. Im Volke aber erzählte man sich, seit jener Zeit habe sich allnächtlich ein solcher Geisterpuk auf der Yburg erhoben, daß die Bewohner das unheimliche Schloß hätten verlassen müssen. Nach und nach zerfiel es. Nach mehreren Jahren hätten, wie die Volkslage berichtet, die Kapuziner aus Baden alle Kobolde und Hausgespenster in der Stadt und ihrer Umgegend beschworen und in Säcken auf die Yburg getragen, wo sie diese bösen Geister losgelassen und in den düstern Räumen festgebannt hätten. Deshalb habe kein Mensch mehr gewagt, die verfluchte Trümmerstätte der alten Burg nächtlicher Weile zu betreten.

In einer alten Zeitschrift heißt es, Markgraf Eduard Fortunatus habe zweimal seinem Vetter Ernst Friedrich nach dem Leben getrachtet, zuletzt noch einen Burgvogt, namens Franz Böcher, anreizen wollen, die Tat zu vollbringen. Ernst Friedrich sah sich daher genötigt, dem Kaiser alles zu berichten und Unterstützung zu fordern. Da ergab sich denn, daß Eduard Fortunatus, als Ernst Friedrich wegen der Mißwirtschaft seines Veters und der Ueberbürdung der baden-badischen Markgrafschaft auf Grund rechtlicher Bestimmungen das Land in Verwaltung nahm und sich huldigen ließ, soaleich gegen diesen und dessen Bruder Georg Friedrich Mordanschläge gefaßt hatte. Aber der Himmel verhütete die Ausführung. Als Verbrecher wurden die obgenannten beiden italienischen Diener Eduard Fortunatus gefänglich eingezogen, nach Durlach gebracht und einem Prozeß unterworfen. Eduard Fortunatus lebte ein solch „dissolutes Sattelleben“, d. h. Stegreifleben, Leben vom Raube, daß er sich selbst nicht scheute, seines fürstlichen Ranges ungedenkend, in eigener Person sich an den Plackereien auf der Landstraße zu beteiligen. Er ritt mit seinen Dienern auf die Straßen zum Raube aus, versteckte sich in die Kornfelder, überfiel die Reisenden ohne Scham und Scheu, warf die Fuhrleute nieder und nahm den Kaufleuten ab, was er bekommen konnte. Er ließ die Geplünderten binden und zählte mit Wohlbehagen in ihrer Gegenwart das ihnen geraubte Geld, das er dann mit seinen Spießgesellen teilte. Mit den abgenommenen Waren schmückte er sein Schloß aus. Er wurde auch in seiner ständigen Geldnot zum Falschmünzer. Aus einer sonderbaren Metallmischung, die der Malafikant Muskatello zu bereiten wußte, wurden Ferdinandstaler, Klippentaler, Poringaleser im Werte von zehn Dukaten usw. hergestellt, und damit wurde das Volk betrogen. Der Markgraf selbst war zugegen, wenn gemünzt wurde, und zog das zu Augsburg gekaufte Preßwerk mit eigener Hand. Als Ernst Friedrich nach Ettlingen gekommen war, um dort der Aufführung eines Passionsschauspiels beizuwohnen, wollte Eduard Fortunatus ihn durch ein Giftwasser, das Muskatello hergestellt hatte, ermorden. Dieses Giftwasser, von dem man später noch eine gute Portion im Schlosse zu Baden fand, „hat seinen wirklichen Effect an vielen Personen gethan, wie die unglücklichen Aussagen, d. h. die eigenen Aussagen aus dem Munde der Verbrecher, sub Rubrica de Veneno (= unter dem Abschnitt über das Gift) beweisen.“ Auch noch ein anderes Gift in Gestalt eines unschädlich aussehenden, weißen Salzes war noch vorhanden und ebenfalls gebraucht worden. Dabei war es aber nicht geblieben. Vielmehr hatte der fürstliche Frevier geglaubt, durch ein teuflisch-zauberliches Mittel seinen Vetter ums Leben bringen zu können und hatte dieses Mittel auch tatsächlich mit Hilfe des Pestalozzi angewendet. Unter den unglücklichen Aussagen sub Rubrica de Imagine (= unter dem Abschnitt über das Bild) findet man das Nähere. Dieses Bildnis sollte den Markgrafen Ernst Friedrich darstellen und wurde nach Anweisung der bei dem fürstlichen Verbrecher vorgefundenen Zauberbücher unter allerlei Beschwörungen von Pestalozzi ange-

¹⁾ Farnwald, Plenterwald, Wald mit stamm-, gruppen- oder horstweiser Verteilung der Altersklassen. Bei dem Fieb werden auf der ganzen Fläche oder einem Schläge hiebsreife Stämme herausgenommen. Der Plenter- oder Farnwald war ursprünglich reine Bedarfswirtschaft, welche die Sorge für Ertrag der Natur überließ. Beim aktuellem Plenterbetrieb (auch Plänterbetrieb, Farnelbetrieb, Schleichwirtschaft) wird der Wald in Schläge geteilt, in jedem Jahre nur ein Schlag durchgeplentert, die Hiebmasse nach dem Zuwachs festgesetzt und für Nachwuchs gespart.

²⁾ Ueber die v. Röder, deren Stammburg das Schloßlein Hohenrod, das sogenannte Brigittenloß, auf dem Hohenberge bei Sasbachwalden war, siehe meine Arbeit „Sasbachwalden und die drei Röderloßhöfer Hohenrod, Roded und Töbersper“ in „Kunst und Leben“, Beilage zur Bad. Landeszeitung, 1921, Nr. 40-42.

fertigt. Zu diesem Zwecke hatte Eduard Fortunatus seinen eigenen Hofkaplan und Meßpriester Macco del Forno mit einem eigenhändigen und mit seinem Wappen verpetichterten Briefe an Pestalozzi geschickt, der sich damals in Trarbach aufhielt. Der Priester wollte, als er Kenntnis von dem Inhalt des Schreibens erhielt, nichts mit der Sache zu tun haben und sprach seine Mißbilligung entschieden aus. Eduard Fortunatus aber nahm dem Pestalozzi einen schweren Eid ab und verband sich mit ihm tatsächlich zur Ausführung des greulichen Zauberküßes. Es folgen nun in der alten Schrift Beilagen, Beweise, Berechnungen und Aussagen, auf Grund deren Pestalozzi und Muskatello nach richterlichem Erkenntnis zum Tode durch Viertelken verurteilt wurden. Ernst Friedrich begnadigte sie indessen zum Tode durch das Schwert. Darnach erst wurden ihre Leichname geviertheilt und an den Straßenecken Durlachs aufgehängt. Der hochgeborene Fürst und Herr scheint — natürlicherweise — als der Verführte angesehen worden zu sein. Er kam unbeschädigt davon. Pestalozzi hatte u. a. ausgelegt, er sei verheiratet und sein Weib heiße Laora; die mit ihm umherziehende Weibsperson, Madama genannt, sei mehr des Markgrafen Eduardi Fortunati Konkubine als seine eigene, er habe sie aber auf seinen eigenen Namen mitführen müssen; die magischen Bücher habe sein Herr aus Löwen erhalten; die Falschmünzerei sei gut gegangen; das Bildnis sei aus Feim und Jungfernwachs¹⁾ gefertigt, dann angezündet und (seltsamerweise!) der 108. Psalm darüber gesprochen worden; diese Infantation habe aber nichts gefruchtet. Nebst dem erkannte er das ihm vorgezeigte Giftpulver, die Bildform und die Münzsorten an. Auch Muskatello bekannte seine Uebelthaten. Als italienischer Adept in den Metall- und Giftkünsten seines Zeitalters wohlverfahren, hatte er das Metall hergestellt, das Gift gemischt usw. Er beschuldigte einen gewissen Kapitän Paul sehr stark. Dieser Mann habe die Ausführung des Giftmordes übernommen. Ein gewisser Bernardo Compositini, der ebenfalls in die greuliche Geschichte verwickelt war, gab die Zusammenziehung des Giftes an, die man aber vorsichtigerweise nicht in die Alten aufnahm. Seit der Schandtat führte der uneliche Markgraf das Leben eines Abenteurers. Er diente dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich und der Infantin Fiabella Maria Eugenie im Kriege gegen die Niederlande und kämpfte später auf Seiten König Sigmunds von Polen und Schweden gegen seinen Verwandten, den Herzog Karl von Südermannland. Darnach kehrte er, ein milder und gebrochener Mann, nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Kattellau, einem Schloß der Grafschaft Sponheim im Hunsrück. Dort stürzte er am 8. Juni 1600 in der Betrunktheit die steinerne Schloßtreppe hinunter. So endete sein unwürdiges Leben.

Wir kehren zur Yburg zurück. Die flache Kuppe des Oberges ist ziemlich geräumig. Sie hat in der Länge 150 Meter, in der Breite allerdings nur etwa 32 Meter. In der südwestlichen Ecke steigt ein Porphyrsfelsenfels, der den Bergfried trägt, etwa 2—3 Meter über den Boden des Burghofes empor. Der von der Ringmauer eingeschlossene Burghof ist fast ganz eben. Noch ist in ihm der Brunnenschacht sichtbar, der den Burgleuten einst das Wasser lieferte. Wir haben zwei Bauperioden zu unterscheiden, aus denen eine ältere, etwas höher liegende Burg und ein bedeutend jüngerer Anbau, das Vorwerk mit einem Wartturm hervorging. Die in einem unregelmäßigen Viereck, sogar mit einspringenden Winkeln gezogene Ziegelmauer zeigt die altgermanische Weise der Umwicklung einer Befestigung mit Stein- und Erdaufwürfen. Die frühmittelalterliche Bauweise der Burgen kannte die Grundfläche der Graben- und Seitenbefestigung der Wälle noch nicht. Erst im 14. und 15. Jahrhundert wurde die Notwendigkeit der Plankierungstürme und Vorbauten erkannt. Der Palas (Mitterhaus) scheint an der Stelle gestanden zu haben, wo jetzt die Burgwirtschaft steht. Das wichtigste Bauwerk der älteren Burg war der Turm. Er ist quadratisch und 20 Meter hoch. Die Länge der Seite beträgt 8,3, die Mauerstärke des unteren Stockwerkes 2,85 Meter. Die Wände sind mit rauhen und ohne Schlag bearbeiteten Porphyrguaderstücken von verschiedener Höhe verkleidet. Der heutige Eingang stammt aus neuerer Zeit; der alte befindet sich, wie stets bei diesen Warttürmen, hoch über der Erde, hier in einer Höhe von 9 Meter, ist halbkreisförmig eingewölbt und bei 1,8 Meter Höhe und 0,9 Meter breit. Der untere Stock des Bergfrieds, der als Vorratsraum, auch wohl als Verließ gebraucht wurde, zeigt keine Lichtöffnung, die beiden oberen Stockwerke erhalten durch Fensterliche Luft und Licht. Die Plattform ruht auf einer tonnenartigen Einwölbung. Bemerkenswert ist, daß unterhalb der Eingangspforte die Außenwand um einen Absatz von etwa 20 Zentimeter zurückspringt. Das ist auch bei dem Bergfried von Hohenbaden der Fall, nur daß dort der Absatz sich oberhalb der Eingangspforte befindet. Man vermied sonst die Anbringung eines Absatzes, weil er die Befestigung erleichtern könnte. Trotz der Unregelmäßigkeit in der

¹⁾ D. h. weiches, von jungen Bienen erzeugtes Wachs.

Schichtung der Verkleidungsquadern ist die Aufmauerung des Turmes, die wohl in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen ist, ausgezeichnet. Der östliche Teil der Höhenplatte des Oberges wurde erst sehr viel später befestigt, und zwar in der Anfangszeit des Dreißigjährigen Krieges von dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach, der die baden-badenschen Lande mit Gewalt in Besitz genommen hatte. Man legte damals dort ein Vorwerk zur Verstärkung der Angriffsseite an. Durch das äußere Burgtor betrat man einen unregelmäßig viereckigen, auf allen vier Seiten ummauerten Hof, von dem ein dem ersten Tore gegenüberliegendes zweites oder inneres Tor in den oberen Burghof führte. Hinter der nördlichen Mauer dieses unteren Hofes, also zur Rechten des Eintretenden, lag das Vorwerk. Es enthielt einen erhöhten Kavallerie, dessen polygonalen Abschluß man noch sieht, einen Turm, der als Warte und zur Bewachung der Zugänge zur oberen Burg diente und ein diesem Turme gegenüberliegendes Gebäude von 21 Meter Länge und 5,4 Meter Breite, in dem die Befestigung untergebracht war. Der Turm wurde erst 1840 durch Blitzschlag in der Mitte von oben nach unten gespalten. Im Jahre 1689 fand die Yburg, wie so viele Schlösser, Kirchen, Klöster, Städte und Dörfer der badischen und pfälzischen Lande durch die Nordbrennerbanden des „allerchristlichsten Königs“ von Frankreich den Untergang.

Wie im allgemeinen der einzelne Mensch in seinem späteren Leben gern an die frühlichen und lieblichen Tage seiner Kindheit zurückdenkt, so hört das Volk gern von seinen jungen Tagen erzählen, es lauscht teilnahmsvoll auf die alten Mären seines Landes, auf die Sagen und Geschichten aus längst vergangenen Tagen, denn es sieht in ihnen mit Recht gleichsam die Jugenderinnerungen seines eigenen völkischen Lebens. Wie so viele Burgen und Schlösser in Baden-Baden und seiner Umgebung ist auch die Yburg mit dem Rankenwerk der Sage umspinnen. Daß die alte Burg als Aufenthaltsort böser Geister in der Volkssage erscheint, wurde schon oben erwähnt. Unter ihnen befindet sich, wie F. Mone²⁾ nach mündlicher Ueberlieferung berichtet, auch der Geist der Müllerin von Zell. Sie lebte vor Zeiten zu Zell im Abspitze und war eine reiche, aber gar böse Frau. Nie gab sie den Armen ein Stücklein Brot, manche Leute brachte sie durch Prozesse um Hab und Gut, sie haßte die Geistlichen, besuchte nie die Kirche und starb eines plötzlichen, unbekanntlichen Todes. Nun ging sie als Geist in ihrer Mühle um, bis die Leute zuletzt einen Pfarrer kommen ließen, der des Geistesbeschwörens kundig war. Der kannte die Müllerin in einen Sack und trug ihn auf die Yburg. Lange Zeit hörte man dort ihre Klage, denn sie rief bei Tag und Nacht „Ach bin die Müllerin von Zell“. Seitdem aber der Blitz in den Turm geschlagen hat, ist der Geist verstummt wie die anderen auch, die dort ihr Wesen trieben. Die Erzählung von dem Treiben des uneligen Eduard Fortunatus auf der Yburg hat Ignaz Hub in Balladenform gebracht³⁾. Eine andere Yburgsage von dem habgierigen Ritter und den Ahnenjägern hat Alois Schreiber in seinen Sagen vom Rhein und Schwarzwald⁴⁾ aufgezeichnet. Eduard Brauer hat sie in poetischer Form dargestellt unter dem Titel „Yburgs Fall“⁵⁾. Zum Schlusse soll noch die Volkssage vom goldenen Regelspiel auf der Yburg⁶⁾ mitgeteilt werden. Sie lautet folgendermaßen: Früher glaubte das Volk der Umgegend, die Yburg sei von Tempelrittern erbaut, aber alle diese Chorherren seien einstmal in einer Nacht umgebracht und ihr Haus zerstört worden. Seitdem, heißt es, gehen die Geister auf diesem Berge um, Riesen und Zwerge lassen sich gelegentlich auf ihm sehen, man hört Kriegsgeschrei, auch Lachen, Jammer und Weinen. Wer zu solcher Zeit der Burg nahe wird mit Steinen beworfen. Manche von diesen Geistern sind ehemals bei Mitternacht in Säcken auf die Burg gebracht worden. Zuweilen vergnügen sie sich auch mit dem Regelspiel. Ein Holz sammelnder Knabe hörte eines Abends spät das Rollen der Kugel und Fallen der Regel. Neugierig schlich er sich ans Burgtor. Da trat ein alter Mann auf ihn zu und führte ihn in das Wohnhaus der Burg. Dort waren zwölf Männer mit langen, weißen Bärten und schwarzen Kleidern. Einer von ihnen bedeutete den Knaben durch Winke, die Regel aufzusetzen. Der Knabe tat es mit Furcht und Zittern. Dabei schienen ihm die gelben Regel und die Kugeln sehr schwer zu sein. Da schlug vom Turm zu Steinbach die Mitternachtsstunde, und als der erste Schlag ertönte, hörten die Männer zu spielen auf und legten ihm als Lohn für seine Arbeit einen der gelben Regel in seinen Holzkorb. Mit dem letzten Glockenschlage verdrängten sie alle spurlos. Auf dem Heimwege durch den nächsten Wald wurde dem Knaben der Regel zu schwer. Er warf ihn

²⁾ So nennt man im Festungsban einen hochgelegenen Wall im Hofe; er hat den Zweck, von seiner Brustwehr aus ins Vorgefände wirfen zu können.

³⁾ Anzeiger usw. 1834. Abgedruckt bei Aug. Schnezler: Badisches Sagenbuch 1846. Band II. S. 249.

⁴⁾ Aug. Schnezler a. a. O. II. 249 u. f.

⁵⁾ Abgedruckt bei Aug. Schnezler a. a. O. II. 242 u. f.

⁶⁾ Ebenda II. 245 u. f.

⁷⁾ Ebenda II. 244.

deshalb an der Wurzel eines Baumes zu Boden und füllte seinen Korb mit dem schönen Rothholz, das er dort fand. Als er in sein Heimatdorf Fahrenholt (heute Barnh.) und nach Hause kam, erzählte er seinem Vater gleich, was ihm begegnet war. Aber der Vater schalt ihn aus, weil er den schweren Kegel, der von purem Gold gewesen sein müsse, achtlos fortgeworfen habe. Dem Vater zuliebe ging der Knabe wieder in den Wald, kam auch an die richtige Stelle, fand jedoch den goldenen Kegel nicht mehr vor; statt seiner lag ein Stück dürren Holzes da. Die Sage, daß sich die Geister an einem goldenen Kegel ergötzen, ist auch an andere Burgen geknüpft, so z. B. an den „Stöckelgarten“, einen ebenen Platz auf der Höhe des langgestreckten Sattels, der die Wegelburg von der Hohenburg bei Schönau (pfälzisch-elsässische Grenze) trennt. Auch der Zug der Sage, daß der Mensch von einem Geiste ein Geschenk erhält, dessen Wert er nicht erkennt und das er daher nichtachtend fortwirft, daß er aber später zur Erkenntnis kommt und nun den wertvollen Gegenstand erfolglos sucht, kommt in Sagen häufig vor. Das ist z. B. der Fall in der Sage vom König des Mum-

meltees im Schwarzwald und der weisen Frau von Kappel¹⁾, besonders oft aber in den Mühezahlagen des Riesengebirges. Der Wald am Berg war früher den Leuten der Nachbarschaft unheimlich, und wenn sie dort zu tun hatten, so blieben sie gern zusammen und gingen auch gemeinschaftlich wieder nach Hause, denn ein einzelner Mensch, hieß es, werde von den Geistern gern in die Irre geführt und bis an die Geisenbürg gebracht. Dort müsse er sich dreimal umwenden, und wenn er wisse, wie er sich zu drehen habe, finde er wieder den rechten Weg. Auch von einem Kobold im nahen Klopfengraben weiß die Sage zu berichten. Das ist aber im allgemeinen ein gutartiger Geist, der die Leute nur neckt, besonders vom Wein benebelt. Solche Leute führt er, ähnlich wie das Gespenst an der Kanderener Straße und der Poppele vom Hohenföhren, gern abseits vom Wege und verschafft ihnen ein köstliches Bad im Bächlein.

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz über „Den Mummelsee, den Birksee und ihre Sagen“ in der Beilage der „Rastatter Zeitung“, 1921. Nr. 36-39.

Karl Preisendanz / Der Bagatellenkarle. Novelle.

Wäre August Karle, Mutterschüler des Durlacher Lyzeums, von seinem Intimus gefragt worden, was er einmal werden wolle, er hätte sicher geantwortet: Dichter. Aber Karle bejaß diesen Intimus nicht, und so unterblieb die Frage. Allein trug er, immer Einsiedler, sein volles Herz; und träumte er am Spätnachmittag vom Turmberg hinaus in die Ebene der blauen Haid, dann weitete sich seine Seele, bis sich empfindsame Verse, schlecht und recht im Stil der Zeit, aus ihr losrissen. Sie ließen sich auch festhalten und schufen ihrem Schöpfer keine Enttäuschung, wenn er sie nach Wochen wieder überlas. So entstand ihm ein ganzes Heft mit Schwärmerien, das er nie aufschlug, ohne sich in aller Harmlosigkeit für einen künftigen Poeten zu halten. Mit Liebe war das Werk aufgemacht: Karle hatte früh Fähigkeit für kunstreiche Schrift verraten und, von einem kunstigen Lehrer geleitet, kannte er sich bald so gut in einfacher Krenschrift aus wie in edler Miniatur oder schmückeliger Kanzleihand. Das ergab von selbst, daß er nach dem Tode seines Vaters das Lyzeum verließ, um sich und der Mutter in der Durlacher Gerichtsstube Unterhalt zu verdienen. Ein Schlag für den Dichter und Künstler! Kaum ertrug er die Veränderung. Aber schließlich wich er der Not und zwang sich, das alte Schöne zu überwinden und sich dem Ernst des Lebens, so nannten sie die neue Rede, anzupassen.

Und es ging nicht allzulang, so waren die unnützen Dichteregungen von den Rädern des Dienstkarrens unbarmherzig totgefahren, und die freien Rüge des schwärmerischen Lyzeisten wichan der gewichtigen Miene des künftigen Beamten: Sein welliges Haar fügte sich jetzt Kamm und Bürste und fiel demütig zu Seiten des wohlgezogenen Bureauarbeiters.

So war alles Dichten tot; selbst das Heft der frühen Poesien verschwand spurlos und wurde kaum vermist, als man nach der Residenz übersiedelte.

Dem Kanzleivorstand eines großherzoglichen Ministeriums war die Mutterschrift des Durlacher Gehilfen nicht entgangen; er fand bei einem Besuche Gefallen an dem bescheidenen Schreiber und übernahm ihn als Herde und nützliches Werkzeug in seine Abteilung. Und das wurde Karle: Aus dem noch grünen Akzeffisten hörte Gewöhnung und Ehrgeiz den wohlgetrodneten Residenzsekretarius heran.

Ueber alles der Dienst. Das Leben draußen — was sollte es ihm? Und mit dem Tod der Mutter verlor es seinen letzten Reiz. Sie, die nur ihrem Einzigen gelebt, ließ einen unpraktischen Menschen zurück, der allein nicht aus und ein wollte. Schwer fand er sich mit dem Alltag ab, und so nahm er schließlich aus Zweckmäßigkeit, nicht aus Leidenschaft, die Tochter seiner Wirte. Nach einigen Jahren war Karle Vater zweier Durchschnittstöchter.

Viel Aufsehens hat er nie mit ihnen gemacht; schon weil er zu sehr enttäuscht war. Denn sein ganzer Wunsch ging darauf, einen Sohn zu dem Ziel zu bringen, das ihm selbst versagt blieb: zum Beruf eigener Wahl. Nun ihm auch das geschwunden, verlegte er sich mit aller Kraft auf den Dienst. Tagaus, tagein schaffte er zehn Stunden und darüber im Bureau, ohne Luß und Unlust. Einige Genüge verließ ihm wohl die anerkannte Tatkraft seiner Unentbehrlichkeit: Seiner Schrift wegen hergeholt, hatte er sich bald den Ruf musterhafter Beamtentüchtigkeit errungen; und das Lob übertrieb nicht.

Denn es war Karle allmählich geblüht, sogar seine eigene Natur abzutreiben, um der treue Abklatsch seines Bureauvorstandes zu werden, eines kleinlichen und ängstlichen, doch wohlmeinenden Expedanten. Dem Adel seiner Frau und fadengrader Dienstführung verdankte es dieser Hof- und Kanzleirat, daß auch er hin und wieder einen Hebel der Staatsmaschine bewegen durfte. Ihm war Karle nie versagender Helfer geworden, da seine ganze Kunst sich auf tadellose Ordnung des

Altenkrans, der Tabellen und Listen stützte, die sein ergebener Sekretarius mit unerhörter Genauigkeit meisterte.

Das erbällichte dem Kanzleirat, jeden Auftrag höheren Orts mit einer saloppen Phrase weiterzugeben: „Oh, Bagatelle für uns!“ Das ging längst als geklügeltes Wort durch die Stadt. Auch diese Eigenheit seines bewundernswürdigen Gebieters wie seine stöckende Redeweise machte sich der gelehrige Karle zunutze; und es war höchst belustigend, die beiden im Gespräch zu beobachten, wenn sie halbe Stunden lang über einer Akte stotterten und sich gegenseitig mit Bagatellen bedienten.

Das Schicksal war immer ungerecht. So dröhte es auch nicht dem Erfinder der Redensart eine Nase, sondern ihrem Nachahmer: Bald kannte man ihn nur noch als „Bagatellenkarle“. Aber er trug auch dieses Mißgeschick mit dem Lächeln des Dulders und konnte sich weiter in der ungetrübten Gunst seines hochgeneigten Chefs.

Die Jahre wären in ungeminderter Gleichgültigkeit hingekommen, hätte nicht die Kanalei Zuwachs erhalten. Der Kameralassessor Petronella, frohblond und lang, von guter Familie war tadellos nach Mode gekleidet, noch besser empfohlen, versprach also eine glänzende Laufbahn. Wie der Bagatellenkarle alles bewunderte, was vornehm und gebildet schien, übernahm er es auch gern, den Neuling in das Räderwerk des Betriebs, in die Geheimnisse der Akten und Listen aller Formate einzuführen. „Oh, Bagatelle!“ lächelte er, wenn die wasserigen Augen seines Bögelins immer erstaunter in die unerforschlichen Tabellenreihen blickten.

Aber du, frohblonder Assessor Petronella mit dem strahlend gebügelten Seidenhut und angezogenen englischen Bratenrock, du allein mit deinem Hofenherzen hättest nie und nimmer August Karles ruhames Leben aus den Fugen gehoben! Doch damals erschien auch die Tochter des Kanzleirats zum erstenmal in den Diensträumen.

Viktoria: ein hübsches, elegantes Mädchen, das eben aus einem Pensionat des Auslandes zurückkam. Sprühte von Leben, war klug und kaum achtzehn. Trank die Freiheit und vertauschte den nüchternen Ernst der Klosterschule mit allumfassender Fröhlichkeit.

In gehobstem Entsetzen schüttelte sie sich beim Anblick der Altenberge ringsum und neckte den phyllürbigen Sekretarius mit der Frage: Wie er's nur aushalte, seine Tage hier zu verstauben.

Vor so viel plötzlicher Schöne und sprudelndem Leben versank Karles Witz im Stammeln der armseligen Prahlerei: „Oh, Bagatelle für uns!“ Amtswidriges Gelächter rundum, und der Bagatellenkarle verzog sich vernichtet hinter sein Bult, während sich Viktoria bei Petronella versuchte und ihn schließlich, der Zweck ihres Besuches, auf den Abend zu den Eltern lud. Von da an erschien sie hin und wieder im Dienstraum, den Vater abzuholen oder seine Aufträge an den Sekretär zu bestellen.

Da ereignete sich ein Ungeheuerliches in Karles Beamtenseele. Sie begann einen sonderbaren Prozeß der Zerteilung und erinnerte sich wieder sehnsüchtig der Tage, da der junge Lyzeist auf den Hängen des Turmberges schwärmte. Ein laud wolkenloses Glück, lag diese Zeit vor ihm, und es gelang ihm sogar, auf einem Gang durch den Hardwald einige seiner Jugendentwürde zusammenzureimen. Er begriff plötzlich nicht mehr, wie er so seiner eigenen Natur Gewalt angetan hatte. Schal war sein Tun von heute, wenn er an jene knabeneligen Stimmungen dachte. Und als er seine Seelenakten rücksichtslos prüfte, da wurde ihm klar, wo der Grund dieser Revolution lag. Er wagte erst nur zu ahnen, daß sie mit Viktoria zusammenhing, um schließlich den klaren Beweis seiner unberechtigten Neigung zu dem schönen Kind aus der Tatsache zu erhalten: Er, der einwandfreie Aktenmeister, ertappte sich auf Flüchtigkeiten

am Abschluß aller Tage, da Viktoria ins Zimmer blickte. Kein Zweifel: er, Bagatellenkarle, lebte. Vorschriftswidrig in jedem Betreff: Gegenstand, Zeit, Nebenumständen.

Als mildernden Grund konnte er einzig anführen: sein altes Dichterwesen, seinen unterdrückten, wieder wachen Sinn für alle Schönheit. Gleich sie, Viktoria, nicht ganz den zarten Figuren jener farbenfrohen Miniaturen, die er einst so leidenschaftlich betrachtete? Die weißen, samtigen Hände, die scharf und spöttisch geschnittenen Lippen, die zierliche, kühn gewölbte Nase, das dicke, kastanienbraune Haar, darüber das schwarze Schäferhütchen mit buntblumigem, fröhlichem Band, die schlank? Gestalt . . . war nicht eines jener Bilder lebendig geworden?

Nein, er konnte nicht hindern, daß in jener Woche seelischen Umsturzes alles Sehnen erwachte: Er feierte eine Wiedergeburt, die auch nicht der gewichtigste Altkenberg ersticken konnte. Sein Dichtertum lebte wieder: Unerwartetes visionäres Auftauchen profaneindlicher Rhythmen und Reime alltagswidriger Gedanken, das ballte sich wunderbar zu Gedichten, deren Werden Karle ältere Vaterfreude schuf. In neuer Kraft erstand seine Phantasie, beflügelt schwang sie sich aus dem Bestand schwerer Wirklichkeit zur seligen Insel bunter Träume. Nicht mehr war er der Bagatellenkarle einer fürstlichen Kanzlei: ein freier Dichter, der liebte . . .

Ein Blatt reichte sich aus andere, von Karles Musterhand mit Sonetten beschrieben, und wanderte in das sichere Schließfach seines Tisches. So leidenschaftslos die Seiten sich äußerlich anfaßen, jede zeigte den Zwiespalt in der Natur ihres Schöpfers. Was hatten diese Skizzen mit dem Inhalt ihrer sturmdurchtosten Phantasien gemein!

Keiner ahnte von den Traumseligkeiten des Dichters, den sein Doppelleben fast antrieb. Aus Dualen der Selbstanklage riß er sich zusammen. Bestimmter als je kam er dem Dienst nach, bezeichnete gläubiger denn zuvor jeden Auftrag als Bagatelle, während schon die Revolution des Jahres Achtundvierzig am Staat rüttelte. Ihr dankte es Karle, daß er verdreifachte Arbeit zu bewältigen hatte und täglich unentbehrlicher in der Abteilung wurde. Die Akten wuchsen zu Bergen; bis in die tiefe Nacht sah er hinter seiner Lampe. Dem Treiben der Revolutionäre sah Karle ohne Verstehen zu. Toll erachten es ihm; in seiner Seele wühlten ja Stürme anderer Art. Aber er liebte diese bitter-süße geheime Dual.

Am wenigsten ahnte sie ihre Urheberin. Viel mehr reiften die Wünsche der Frau Hofrätin: Viktoria und Petronella schienen sich zu verstehen; und auch Karles wachsame Eifersucht entging diese Tatsache nicht.

Daran erkrankte seine Seele ernstlich. Aller feste Wille, die unfruchtbare Liebe aus den Gedanken zu reißen, aufzugeben im Sorgen um Familie und Staat, erstarrte im Gegenstreben seiner erstarrten Leidenschaft.

Eine Ablenkung fand er doch. In jenen gefährlichen Tagen konnte das Land keinen staatsstreuen Bürger missen, und für Karle gab es keinen Zweifel, wo sein Platz war. So trat er, der schwächliche Kanzlist, unter den ersten in die Bürgerwehr ein; stellte da seinen ganzen Mann. Der Eifrigsten einer spakte er nicht, prahlte nicht, wenn er bei anstrengenden Uebungen den Klagen seiner Gliedgenossen ein munteres: „Oh, Bagatelle für uns!“ entgegenhielt. Mit wenigen Verständigen hielt er auch bis zum Ende aus. Bis die Wogen des Umsturzes widerstandslos über die Residenz fluteten: In den Maitagen trieben die Aufrührer ihren Unfug in den Straßen und reichen Häusern der Stadt; Plündern und Stehlen, Saufen und Krakeelen wurde Lozung. Und bald erfuhr man die Flucht der Regierung, und die Banden scharten sich vor dem Schloß, vor den Wohnungen der einflussreichen Beamten.

Karle hielt es für erste Pflicht, bei seinem Vorgesetzten aufzuhalten; denn der Kanzleirat hatte Auftrag, nur in letzter Not seinen Posten aufzugeben.

Man schloß aber die Dienstzimmer: So arbeitete Karle diese Tage über im Hause seines Chefs, und die Vorsehung fügte es freundlich, daß man ihm gerade Viktorias Zimmer anwies. Süße Duaken, als er Tage und halbe Nächte an ihrem Schreibtisch verbringen durfte!

Und erschien ihre Lichtgestalt hin und wieder in der Tür, da aß er im befangenen Plaudern mit ihr sein Dichterherz über: Noch nie im Leben war das Glück ihm so nah.

Viktoria verlor in der Gefahr die Besinnung nicht und weigerte sich entschieden, den Vater zu verlassen. Sie erkannte im Wirrwarr ringsum den Bagatellenkarle als einzigen Mann von Ruhe, und schon ahnte sie in der vornehmen Zurückhaltung ihres Verlobten Feilschaft: Sie beschloß, mit ihrer Gunst zurückzuhalten. Immer aufrichtiger aber bestaunte sie Karles Mut, wenn er im schwierigsten Augenblick ihrem aufgeregten Vater richtig riet, ndern treffend befohl. Sie sah: ohne ihn war das Bleiben der Abteilung unmöglich.

Als sich dann der Lärm bedenklich ausdehnte, trat sie einmal ins Zimmer mit der Frage: „Werden Sie uns auch gewiß nicht im Stich lassen, Karle? . . . Auch nicht, wenn sie kommen? . . . Alles im Haus hat den Kopf verloren — Sie allein können uns helfen!“

Da hätte er sich fast verraten: Hastig, fiebernd griff er nach dem Händchen, das sich harmlos ihm bot, und er wagte im Ueberdruß des Augenblicks, Viktoria seine Ergebenheit so zu bezeugen, wie er's von anderen schon gesehen: Er hauchte sein Geloben in einem Kuß auf die weiche Hand und vergaß das geflügelte Wort von der Bagatelle vollkommen. Und siehe, Viktoria las plötzlich in der Seele des Mannes vor ihr: Wenn der eine Frauenhand küßte, gab er nicht Formel der Welt; das war schenes Bekennen. Betroffen über so unerwartetes, nicht unwillig brach sie ab. Aber Karle sah noch lange untätig, die heiße Stirn auf den Akten, und seine Sinne sprachen den geliebtesten Namen. Das wußte er jetzt: Alles vermochte er für sie, und er wünschte, für sie zu leiden. Sein Mut war nur der Gedanke an Viktoria.

Diese Stimmung wuchs mit der Gefahr, als auch das abgelegene Haus des Kanzleirats nicht mehr unbehelligt blieb. Erbleichend hörte der schwache Mann ein paar rasche Schritte in der Nähe knallen, und als erst Getümmel in den anstößenden Strahlen hörbar wurde, entschloß er sich nach Voraang seiner Regierung zur Flucht.

Mit Petronella raffte er den wertvollsten Besitz, die wichtigsten Papiere zusammen: zu spät.

Eine Rotte war herangezogen und belagerte den Haupteingang. Das bemerkte Viktoria, und rasch erkannte sie den Ausweg. Jemand mußte die schlechtaeführten Leute in Unterhandlungen hinfalten, bis die anderen sich durch Hof und Garten nach dem Walde geflüchtet hatten. Und weiter kam ihr: Jetzt sollte der Affessor die Probe von Mut und Liebe geben; ihn wollte sie zur Verhandlung mit der Menge auffordern. Rasch brachte sie ihren Plan vor: Dem Kanzleirat sagte jedes Mittel zur Rettung zu. Gespannt wandten sich die Blicke auf Petronella: Bleich stand er da mit hilflosen Augen, außerstand, sich zu äußern. So nahe der Erlösung, sah er sich unerwartet vor einer Kraftprobe, die er nie zu bestehen vermochte. Wohl ahnte er: Um seine Hoffnungen stand es schlimm, wenn er versagte. Und doch zog Herr Petronella die Sicherheit seines Lebens dem Glück neben Viktoria ohne Schwanken vor . . .

Die Zeit drängte; Viktoria eilte in ihr Zimmer, wo August Karle sah, ein weltferner Mann, so gefaßt, als rühre keine Angst des Hauses an ihn. Daß er, Bagatellenkarle, in solcher Stunde rettend eingreifen dürfe, ließ er sich nicht einfallen. Aber als er die geliebte Stimme flehen hörte: „Helfen Sie, Karle, bester Sekretarius! Reden Sie mit denen da unten, beruhigen Sie . . . mir zuliebe . . .“, mit einem Sprung stand er da in der Wirklichkeit: „Mit tausend Freuden . . . Mein Leben für Sie, Viktoria . . . oh, Bagatelle!“ Eilte hinaus, besprach sich kurz mit seinem jämmerlichen Chef und sprang dann, des bedeutendsten Augenblicks in seinem Leben sich voll bewußt, über die Treppe, ergriff im Hausflur den treffensbesten Amtshut des Kanzleirats und trat aus der entriegelten Tür.

Wildes Röhren der Straße; man drängte nach den Staffeln, dem Tore zu. Aber Karle wich keinen Zoll. Fest stand er vor dem Eingang und breitete die Arme aus, ihn zu decken. Das Gebrüll schwoll gewaltig an, als die Rotte Widerstand vermutete.

„Den Goldhut ab, Tyrannentnecht!“ Aber der sonst so Gefügige gehorchte nicht.

Da faßte ihn unvermittelt und grundlos unerklärbare Unruhe unter der seine Seele bebte. Er verlor Bewußtsein von Ort, Zeit, Zweck, und ihm war, als müsse in den nächsten Augenblicken Ungeheures hereinbrechen. Wie im Traum erlebte er eine Erscheinung: In Teilchen von Sekunden durchströmte die fiebernden Gedanken des Mannes sein ganzes Leben. Er sah sich auf der Schulbank des alten Bogenums, schwärmte auf den Nebhängen des Turmberges, sah hinüber nach der blauen Stadt . . .

Vater, Mutter, Familie, alles zog an ihm vorüber, und da war auch sie, Viktoria, wie er sie zuerst gesehen, im schwarzen, geschweiften Schäferhütchen mit buntblumigem, fröhlichem Band, in hohen Stiefeln. In denen ihr Schritt so entzückend federte. Und er sah sich, Bagatellenkarle, als einen ganz anderen, Glücklichen, Viktoria die Hand küßte; frohes Lächeln spielte über sein Gesicht . . .

Mit diesem Lächeln stand August Karle, während er auf Ruhe in der Menge wartete. Sie trat erst ein, als sich sah ein Schuß aus den hintersten Reihen löste und der Kanzleisekretär lautlos zusammenbrach. Das Bild des Todes ernüchterte mit einem Schlag die wahnwitzigen Trunkenen: In feiger Eile drückten sie sich weg. Nur der Bagatellenkarle blieb am Platz; ein ewig Stummer.

So rasch hatte sich alles abgepielt, daß die Flucht der kanzleirätlichen Familie noch nicht vollzogen war. Als der Schuß gleich nach Karles Weggang fiel, ließ sich Viktoria durch nichts halten. Sie eilte hinunter und fand den Treuen tot, verklärten Ausdruck im blassen Schreiber Gesicht, als sagte er noch einmal: „Mein Leben für dich . . . oh, Bagatelle!“

Viktoria aber neigte sich, im Innersten getroffen, zu dem Opfer und berührte die Stirne mit dem Kuß, der dem Lebenden niemals geworden wäre.